



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brauch und Mißbrauch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daran Goethen wie lebend näher fühlen, als es durch Papier und Druckerschwärze möglich ist. Hätte ich ihn nur erst!

Berka, August 1885.

f. D.



Brauch und Mißbrauch.



nsre Zeit hat es zu einer bemerkenswerten Fertigkeit in der Kunst gebracht, schöne Gebräuche in Mißbräuche, nützliche Bestrebungen durch Übertreibung in ihr Gegenteil zu verwandeln. Eine lange Liste von Belegen zu dieser Behauptung beizubringen, würde niemand in Verlegenheit sein, der mit einiger Aufmerksamkeit den Vorgängen des Tages folgt; wir wollen für diesmal nur zwei Fälle herausgreifen, welche ganz besonders den Vorzug der „Aktualität“ genießen.

Es ist noch kein halbes Jahrhundert her, daß die Übung und Steigerung der Körperkräfte in Deutschland wieder als Erfordernis einer vernünftigen Erziehung anerkannt wird. Das Turnen war als hochverräterische Beschäftigung geächtet, Schwimmen und Rudern wurde vernachlässigt, Gelegenheit zum Reiten, einer Kunst, welche noch im Anfange unsers Jahrhunderts jedermann verstand, hatten fast nur noch der Soldat und der Landwirt, und systematisches Fußwandern fand beinahe nur bei der akademischen Jugend Pflege, seitdem auch der Handwerksbursche auf der Eisenbahn „wanderte.“ Doch sollte gerade die Eisenbahn einem eignen Zweige der Wandertechnik zu einem früher ungeahntem Aufschwunge verhelfen, dem Bergsteigen. Was sich früher nur der Bewohner oder Anwohner einer Gebirgsgegend gewähren konnte, das ist nun jedem ermöglicht. Die Schienenwege bringen uns in kürzester Zeit aus der Ebne an den Fuß der Alpen, und in hellen Haufen ziehen namentlich die Großstädter, sobald „der Schnee von der Alm weggeht,“ in Lodenjoppe, Lederhosen und Bundschuhen, mit Bergstöcken und Steigeisen bewaffnet, aus, um in die Gletscherwelt emporzuklimmen. Und ist das nicht hocherfreulich? Wer möchte dem rüstigen Jünglinge mißgönnen, in der erhabnen Bergnatur den Dunst und Staub und die Mühsal des städtischen Alltagslebens abzuschütteln, in der reinen Luft die Brust auszuweiten, das arbeitsmüde Auge zu erquicken an dem kräftigen Grün der Matten, die Spannkraft der Muskeln zu üben in mühsamem Aufstieg, für den (wenn das Glück gut ist) ein Blick in ungemessene Fernen auf die im Abendlicht glühenden Schneehäupter entschädigt. Gewiß keiner, der selbst jemals diese Lust gekostet hat.

Aber nun beginnt der Sport, die Manie, das „Fegentum.“ Nicht um jene Fülle von Genüssen ist es heutzutage Unzähligen zu thun. Nicht um sich an der Aussicht zu erfreuen, klettern sie empor, sondern nur um zu klettern, und das nicht zur Stählung der Muskeln und Nerven, sondern — des Ruhmes halber. Das Wagnis ist der Kern der Sache. Mit Verachtung blicken sie auf die Philister herab, die den Gipfel auf gebahnten oder doch gefahrlosen Wegen erreichen wollen: das hat keinen Reiz für den professionellen Bergsteiger. Ein Punkt muß erklimmt werden, den noch keines Menschen Fuß betreten hat, oder zu dem doch wenigstens noch nie jemand auf diesem Wege gekommen ist. Hat aber schon einer den Ruhm vorweggenommen, unter steter Lebensgefahr an der steilen Wand aufgestiegen zu sein, so muß der zweite das Kunststück in kürzerer Zeit vollbringen. Ein Führer? Lächerlich, den braucht der Sonntags-tourist; der Bergsteiger von echtem Schrot und Korn würde sich schämen, die Gefahr seines Unternehmens irgendwie zu verringern. Wer aber reißt sich gern in die Schaar der Dilettanten ein? So wächst denn von Jahr zu Jahr die Zahl der Mitglieder der Touristenvereine, deren Mitgliedskarte wohlfeilere Fahrt auf den Eisenbahnen verschafft, aber leider nicht die Kurzsichtigkeit heilt, kräftige Muskeln und Bänder, Besonnenheit und Geistesgegenwart verleiht.

Und ist das Wagnis mißlungen, ist der Kletterer ausgeglitten und in den Abgrund gestürzt, oder hat er, vom Nebel überrascht, einen noch furchtbareren Tod auf einem Eisfelde gefunden, oder hat er als einzige Ausbeute die Lungen-schwindsucht mit nach Hause gebracht, dann bringen Touristen-Zeitschriften und Tagesblätter schwungvolle Nachrufe auf den Heldenmütigen, welcher sein junges Leben der guten Sache zum Opfer gebracht hat.

Der guten Sache? Welcher denn eigentlich? Würde das geglückte Unternehmen etwa der Wissenschaft irgendeine Frucht geliefert haben? Bei den aller-meisten geht das Verständnis für die Dinge, welche da in Frage kommen könnten, nicht über den ordinären Dilettantismus hinaus, sodaß ihre etwaigen Messungen, meteorologischen, geologischen u. s. w. Beobachtungen keinerlei Sicherheit gewähren. Um Mut und Ehrgeiz ist es wahrlich eine schöne Sache, aber wenn sie nicht im Dienste eines vernünftigen Zweckes stehen, giebt man ihnen andre Namen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß Leute, welche ihre Thatkraft und ihre Beherztheit nur auf Bahnen bewähren können, auf welchen uns andre der Schwindel ergreifen würde, die nützliche Beschäftigung des Dachdeckers ergreifen sollten: da könnten sie zwischen Himmel und Erde auf Eisensprossen auf- und abspazieren, auf Dachfirsten balanciren und auf einem Turmknopf stehend die Bewunderung des unten versammelten Volkes erregen; und begegnete ihnen da ein Unglück, so wären sie wirklich in einem Verufe, für eine gute Sache gestorben wie der Soldat im Felde.

Aber es ist ein Stück Größenwahn, was so viele junge Männer und — Damen zu den waghalsigen Unternehmungen treibt, und wie jeder Wahnsinn

hat auch dieser etwas ansteckendes. Wer nicht genügende musikalische Anlagen oder Zahlensinn mit auf die Welt gebracht hat, um zu einem Wunderkinde abgerichtet zu werden, der kann auf keine einfachere Weise schon in jungen Jahren berühmt werden als durch tollkühnes Klettern. Alle Zeitungen nehmen von seinen Unternehmungen Notiz, desto ausführlicher, je unvernünftiger diese waren; bald heißt er „der bekannte,“ und nach jeder neuen „Krazlerei“ lauten die Epitheta schmeichelhafter. Wie viele Schanzen müßte er erstürmt, wie viele Planeten entdeckt, wie viele gelehrte Werke verfaßt haben, um nur die Hälfte solches Zeitungsruhmes einzuheimen? Und wofür lebt denn die heutige Menschheit noch als für den Zeitungsruhm? Der Verunglückte liest freilich die Tiraden nicht mehr, welche ihm ins Grab nachgeschrieben werden; allein wir erleben ja auch wirkliche Selbstmorde, welche mit aller Vorsorge für den Nachruhm in den Zeitungen in Szene gesetzt worden sind! Vielleicht daß die sich immer mehr häufenden Unglücksfälle endlich einen wohlthätigen Schrecken erzeugen und insbesondere den Beförderern und Lobrednern des Bergfergentums ihre schwere Verantwortlichkeit zum Bewußtsein bringen: an eine eigentliche Heilung der Manie glauben wir vorläufig nicht, da wir sie nur für ein Symptom eines tieferliegenden Übels unsrer Zeit halten.

Auf eine andre Seite in diesem Kapitel gehört der mit Kränzen getriebne Unfug. Welche schönen und welche lieblichen Bilder zeigt uns die Geschichte des Kranzes in vergangenen Zeiten! Da ziert der Ölzweig den Scheitel des Siegers in den Kampfspielen der Griechen, mit Ephen und Rosen bekränzten sich die Genossen beim festlichen Mahle, mit Blumenkränzen im Haar erscheinen die Kinder bei Prozessionen und andern kirchlichen Feierlichkeiten, Säuglinge und Jungfrauen bei Tanz und Spiel, der Vorber krönt den Krieger und den Dichter, mit goldnen Kränzen schmücken sich die Frauen von Florenz; der Kranz ist der höchste Schmuck der Braut, den Kranz legt man als Huldigung auf ein Grab oder auf die Stufen eines Denkmals nieder; Kranz, Blumen- und Fruchtgehänge haben die dekorativen Künste seit den Tagen der Renaissance in unendlicher Mannichfaltigkeit und mit unerschöpflichem Reiz zur Anwendung gebracht. Einzelne von diesen guten Sitten sind noch nicht außer Gebrauch gekommen, aber fast muß man sich wundern, daß dem noch also ist. Denn dürfen wir einem großen Manne noch den Vorber zu bieten wagen, der haufenweis jeder Springerin und jedem Possenreißer vor die Füße geworfen wird? Und dafür kann nicht als Entschuldigung gelten, daß „die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte,“ denn das ist längst nicht mehr wahr.

Und nun die sinnlose Übertreibung des schönen Herkommens, den Toten noch einen Blumengruß mit ins Grab zu geben! Als ob der Grad der Liebe und die Größe der Trauer durch Umfang und Preis der Spende ausgedrückt werden müßte! In manchen Städten hat man nachgerechnet, daß nicht Hunderte, sondern Tausende für die Kränze aufgewandt worden sind, welche mit in eine

Grust sanken. Denn Blumen allein thun es nicht, sie müssen durch Schleifen von händebreitem Bunde zusammengehalten werden, auf deren Enden Widmung und Name des Spenders in Goldschrift prangen. Und Widmung und Name prangen natürlich auch am nächsten Tage in der Zeitung. Wie oft würde ein Begrabner, wenn er wieder auferstünde, staunen, unter seinen „Verehrern,“ „Freunden,“ „dankbaren Schülern“ u. s. f. so viele Personen aufgezählt zu finden, zu denen er in ganz oberflächlichen, vielleicht nichts weniger als freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte! Eine widerwärtigere Art der Reklame ist kaum zu denken.

Und wenn nun gar an dem frischen Grabe Verwaiste stehen, die ihren Versorger verloren haben, welcher ihnen nichts als den guten oder berühmten Namen hinterlassen hat, wenn mit Mühe und Not nur soviel aufgebracht wird, daß die letzte Ruhestätte des Dahingegangnen in würdiger Weise für die späteren Generationen gekennzeichnet werden kann, muß es dann nicht als sinnlose Verschwendung erscheinen, große Summen in der Erde verweisen zu lassen? Es ist vielfach gegen die kostspieligen, mit Schmäusen verbundenen Leichenfeierlichkeiten geeifert und es ist nachgewiesen worden, daß in manchen Gegenden der Ruin eines Hausstandes mit dem Begräbniß des Vaters zu beginnen pflegt; man bemüht sich, der Unsitte zu steuern, daß Witwen, die nicht wissen, wie sie sich und ihre Kinder durchbringen sollen, doch das Letzte zusammenraffen, um das Familienhaupt nach einer „höhern Klasse“ beerdigen zu lassen, weil sie das seiner oder ihrer eignen Ehre schuldig zu sein glauben. Aber solche Bestrebungen haben wenig Aussicht auf Erfolg, wenn die Höhergestellten mit schlechtem Beispiel vorangehen. Jeder Luxus ist verdammenswerth, der den Unbemittelten zur Nachahmung reizt. Und die Blumenzucht und die Seidenweberei werden nicht zugrundegehen, wenn die den Verstorbenen erwiesenen Ehren sich wieder in vernünftigen Grenzen halten. Ein Blütenzweig, in treuer Liebe dargebracht, spricht, dünkt uns, beredter, als ein Kranz von zwei Metern im Durchmesser und die pomphaftesten Phrasen.

